

Mittel hierzu ist die Gewinnung günstiger Besprechungen. Der Verleger opfert für solche gern ein Freieemplar des Werkes, weil das billiger und wirksamer ist als eine noch so auffällige bezahlte Anzeige. Der Verleger und der Herausgeber einer Zeitschrift dagegen sind meistens anderer Ansicht, weil die mit der Veröffentlichung von Besprechungen verbundenen Arbeiten und Kosten (Briefwechsel wegen Übernahme der Besprechung, Versendung der Exemplare an die Referenten, Satz, Druck und Papier für den meist kostbaren Raum der Zeitschrift) durch die Lieferung des Freieemplars, das in der Regel nicht einmal im Besitz des Verlegers oder Herausgebers verbleibt, nicht entfernt aufgewogen werden. Immerhin wird der Zeitschriften-Verleger dieses Opfer willig übernehmen, weil er dadurch auch seinen Lesern einen gewissen Dienst erweist und Wert und Bedeutung seiner Zeitschrift hebt.

Anders ist es bei den nicht immer sogleich kenntlichen »bestellten« Besprechungen. Es wird leider mehr und mehr üblich, mit der »Abfassung« von Besprechungen seiner Werke seine »lieben jungen Freunde« oder sonst verpflichtete gute Bekannte zu beauftragen. Dies geht sogar so weit, daß oft der gleiche Referent in zwei, drei oder mehr Fachzeitschriften immer das gleiche Werk »bespricht« oder richtiger in schwülftigsten Redewendungen als »unentbehrliche längst empfundene Lücke auf dem Büchermarkt« empfiehlt. Vielfach betreiben auch zwei Autoren eine Art »Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit«, indem sie gegenseitig ihre Werke empfehlen. Alle solche Empfehlungen gehen auf Kosten der Zeitschrift, die daran meistens kein Interesse hat. Soweit nun Herausgeber und Verleger solche »Eingekaufte« als eine »bestellte Arbeit« erkennen, was nicht immer sofort möglich ist, werden sie diese natürlich zurückweisen. Dies ist manchmal aber schwierig, wenn der Verfasser des so »besprochenen« Werkes zu der betreffenden Zeitschrift als Mitarbeiter oder sonstwie in engeren Beziehungen steht und deshalb von der Zeitschrift eine solche vorzugsweise Berücksichtigung seiner Geisteskinder glaubt fordern zu dürfen. Die Zeitschrift aber büßt in den Augen ihrer Leser durch den Abdruck derartiger bestellter Besprechungen stets an Objektivität oder Ansehen ein.

Von den Herren Verfassern selbst muß, da Herausgeber und Verleger sich oft in einer mißlichen Zwangslage befinden, eine Änderung der bisherigen Gewohnheiten oder wenigstens der Ausartung solcher Gewohnheiten erstrebt werden. Die Verfasser sollten sich selbst sagen, daß Besprechungen, die, wenn auch nur dem kundigen Thebaner, als »bestellte Arbeit« erkenntlich sind, ihren Büchern mehr schaden als nützen, während umgekehrt ein gutes Buch durch eine freie, unabhängige, wenn auch vielleicht weniger günstige Kritik leichter durchsetzt und dauernden Vorteil erzielt. Diese Unabhängigkeit der Kritik, die Verfasser und Verleger eines Buches ebenso wie Herausgeber und Verleger einer Zeitschrift in ihrem ureigensten Interesse fordern und erstreben müßten, wird dann auch wieder allgemein der Abteilung »Besprechungen« eine größere Aufmerksamkeit der Leser und damit eine höhere Wirkung verschaffen und so auch wieder dem Verfasser und Verleger eines neuen Buches nützen. Es muß also für »Besprechungen« unbedingt der Grundsatz zur Geltung gebracht werden, daß (mögen nun die betreffenden Neuerscheinungen unbeantragt eingehen oder ausdrücklich von der Schriftleitung eingefordert sein) nur der Herausgeber oder der Verleger einer Zeitschrift selbständig und unabhängig von irgendwelchen Rücksichten den ihm am geeignetsten erscheinenden Referenten für die Beurteilung eines Buches wählt und auch allen von irgendwelcher Seite ihm zugehenden Bitten um die Übertragung der Besprechungen eines bestimmten Buches zum mindesten ein gelindes Mißtrauen oder Vorbehalt entgegenbringt.

Kleine Mitteilungen.

»Frau Kat Goethe in Kriegszeiten.« — So lautete das Thema, das unser Mitarbeiter Herr Friedrich Schiller-Wien in einem Vortrage behandelte, den er kürzlich im Wiener Volksbildungsverein hielt. Es gibt schriftstellerische Genies, so führte der Redner in der Einleitung

aus, die ihre Werke nur innerlich gedacht und nie niedergeschrieben haben, und zu diesen darf man wohl auch die Frau Kat Goethe zählen. Die händereichste Schriftstellerin tritt gegen Katharina Elisabeth Goethe zurück, deren Feder nicht der kleinste Roman, nicht das schmalste Gedichtbuch entfloßen ist. Daß Frau Aja ihrem Wolsfgangerl, ihrem Häselhans, daß sie Johann Wolsfgang Goethe ihre sieghafte, überquellende Frohnatur mit auf den Lebensweg gegeben, sichert ihr die bewundernde Verehrung der Deutschen. Man sollte ihrer aber besonders in diesen schrecklichen Tagen gedenken. Sie hat Ähnliches wie wir erlebt, und sie hat sich in allen Wirrnissen bitterer Zeiten, in Krieg und Invasion, die Tapferkeit und Wärme des Herzens, die Klarheit des Verstandes und nicht zuletzt ihre gute Laune bewahrt. Der Vortragende entwarf dann mit markigen Strichen das Charakterbild dieser Frau, deren Schulpaß zwar sehr leicht wog, die aber in erstaunlichem Maße das besaß, was kein Schulmeister der Welt einem geben kann: offene Augen für alles Schöne und Gute in der Welt, klares Urteil über Menschen und Verhältnisse und ein großes, warmes Herz. Dieses große, warme Herz und ihre Tapferkeit leuchteten ganz besonders aus jenen Briefen hervor, die sie während der Not schwerer Kriegszeiten an ihren Sohn schrieb.

Acht Jahre nach ihrer Verheiratung brachen die Stürme des Siebenjährigen Krieges auch über Frankfurt herein. Am 2. Januar 1759 erfolgte die Besetzung der Stadt durch die Franzosen, wobei dem Haupte Goethes der Königsleutnant Graf Thorane zufiel. Goethes Vater geriet eines Tages mit dem Grafen in einen heftigen Streit, der für ihn ein böses Ende genommen hätte. Aber der Besonnenheit der Frau Kat gelang es, die aufgeregten Gegner zu versöhnen. Weit stürmischer und ausdauernder wurde Frankfurt 33 Jahre später — Johann Wolsfgang hatte bereits von Weimar aus die Welt mit seinem Dichterruhm erfüllt — durch die französischen Revolutionskriege in Mitleidenschaft gezogen. Aber mitten in all den Gefahren des Krieges bewahrte Frau Aja ihren heiteren Sinn und ihr inniges Gottvertrauen. Während viele Frankfurter sich in Sicherheit zu bringen suchten, wollte sie von einer Flucht nichts hören. Goethe, der um das Schicksal der Mutter besorgt war, bat sie wiederholt, nach Weimar zu kommen. Aber sie lehnte stets ab. Aus der Reihe charakteristischer Briefe der Frau Kat aus jener Zeit, die der Vortragende vorlas, lassen wir das nachstehende, vom 13. Januar 1794 datierte, köstliche Schreiben mit seiner urwüchsigen Orthographie folgen:

»Vor deinen lieben Brief vom 8ten Jenner worinn du mir deine Hilfe zu meinem fortreiszen so herzlich und liebevoll anbietest — danke ich dir recht von Herzens grund. Ich habe noch zur Zeit nicht die geringste Furcht — eben so wenig denke ich ans Weggehen. — Ein panischer Schrecken hat sich freylich über ganz Frankfurth verbreitet — und es wäre kein Wunder, wenn man mit dem Strudel fortgeriszen würde. — Furcht steckt an wie der Schnupfen — ich hüte mich daher so viel ich kan, den Nemmen auszuweichen — um mir den Kopf nicht auch verdrehen zu laszen — doch ist das sehr schwer zu vermeiden — denn es ist ein Gemeinplatz wo (wie bey Feuer Unglück) jede Gansz und jeder Strohkopf sein Scherstein wischi waschi anbringen kan — und wie ein Kind dem die Amme ein Gespenster Märghen erzählet hat sich vor dem weiszen Tuch an der Wand entsetzt — gerade so gehts bey uns — Sie glauben wenss nur recht fürchterlich klingt (wahrscheinlich oder nicht das wird nicht mit kaltem Blut untersucht — das ist alles eins, je toller je glaubwürdiger) alles. Zum beweis nur (unter Tausend) ein Geschichgen. Den 3. Jenner kommt Abends um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer Odem zu mir gerent — Rätin! liebe Rätin! Ich muß dich doch von der grossen Gefahr benachrichtigen die Feinde bombardiren Mannheim mit glühenden Kugeln — der Commandant hat gesagt, länger als 3 Tage könnte er sich nicht halten und dergleichen mehr. — So ein Gerüchte verbreitet sich nun, und da die Bethmanns als gewaltige Leute befaßt sind, so glaubt alles sie habens aus der ersten Quelle — da danke ich nun Gott, dasz ich so viel Verstand habe das trerium trarum nicht zu glauben — und das lustigste ist, dasz sie alle guten Nachrichten nicht glauben. Vorgestern ist mein Nachbar Dubari mit Frau und 6 Kinder auch auf und davon. Ich wolte nur dasz alle feige Nemmen fort gingen, so steckten sie die andern nicht an. All das Zeug und wirr warr hat mir nun Gott! sey Dank noch keine trübe Stunde gemacht — ich schlafte meine 8 Stunden nett hinweg — esse und trincke was manirlich ist — hatte meine Montag Companie auch ditto Sonntag in Ordnung — und welches das beste ist, befinde mich wohl. Den plesirten Leutnant habe ich nicht bekommen, davor aber einen Preussischen Obristen namens Jungherrn mit 4 seiner Leute — die glauben nun wenigstens im Paradies zu seyn — aber was die auch freszen!! die waren so ausgehungert dasz es ein Jammer war!«

Herr Schiller umrankte die Verlesung der Briefe, deren letzter vom 1. Juli 1806 datiert ist, mit kulturgeschichtlichen und literarischen Glossen, aus denen das Bild jener Zeit in lebendigen Farben hervorleuchtete; Frau Aja starb im September 1808. Wenige Wochen